

Ralf Lottmann

Rüdiger Lautmann

María do Mar Castro Varela *Hrsg.*

Homosexualität_en und Alter(n)

Ergebnisse aus Forschung und Praxis



Springer VS

Homosexualität_en und Alter(n)

Ralf Lottmann · Rüdiger Lautmann
María do Mar Castro Varela
(Hrsg.)

Homosexualität_en und Alter(n)

Ergebnisse aus Forschung und Praxis

Herausgeber

Ralf Lottmann
Berlin, Deutschland

María do Mar Castro Varela
Berlin, Deutschland

Rüdiger Lautmann
Berlin, Deutschland

ISBN 978-3-658-14007-6

ISBN 978-3-658-14008-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-14008-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
----------------------	---

Theoretische Annäherungen an das Thema ‚LSBT*I & Altersforschung‘

Rüdiger Lautmann

Die soziokulturelle Lebensqualität von Schwulen und Lesben im Alter	15
---	----

Maria do Mar Castro Varela

Altern <i>Andere</i> anders? Queere Reflexionen.....	51
--	----

Wilhelm Frieling-Sonnenberg

Bedeutung der Lebensgeschichte für Gesundheit und Krankheit im (pflegebedürftigen) Alter – Zur Frage einer krankheitsfördernden Dynamik in Pflegeheimen und deren Anachronismus.....	69
--	----

Ergebnisse empirischer Sozialforschung zu LSBT*I und Alter(n)

Ralf Lottmann

Mehr als ein Leuchtturm? Der „Lebensort Vielfalt“ – ein Wohnprojekt für ältere Schwule, Lesben und Heterosexuelle	83
--	----

Claudia Krell

Altersbilder lesbischer Frauen	111
--------------------------------------	-----

Lea Schütze

Endlich (Un-)Sichtbar: Schwule ältere Männer als „Nicht-Subjekte“ in einer alternden Gesellschaft.....	129
---	-----

Michael Bochow, Jochen Drewes und Ralf Lottmann

Zur Lebenssituation älterer schwuler Männer – Ergebnisse aus den Wiederholungsbefragungen „Schwule Männer und HIV/AIDS“	147
--	-----

Bärbel Susanne Traunsteiner

Gleichgeschlechtlich l(i)ebende Frauen im Alter. Aspekte von lesbischem Paarbeziehungsleben in der dritten Lebensphase 163

Heiko Gerlach und Christian Szillat

Kontaktgestaltung und Wohnformen im Alter. Schwule und bisexuelle Männer in Hamburg..... 179

Ute Koop und Yvonne Tietz

„Das gibt es nicht zum Nulltarif“. Das Konzept der Vielfalt in Theorie und Praxis 193

Internationale Beispiele aus der Praxis

Kathleen M. Sullivan

Akzeptanz in häuslicher Umgebung. Erfahrungen mit Wohnanlagen für LSBT-Ältere in den USA..... 213

Manon Linschoten, Ralf Lottmann und Frédéric Lauscher

„The Pink Passkey®“ – ein Zertifikat für die Verbesserung der Akzeptanz von LSBT*I-Pflegebedürftigen in Pflegeeinrichtungen 227

Die Autor_innen..... 243

Vorwort

Der vorliegende Band entstand im Rahmen eines Forschungsvorhabens, das Pionierarbeit leistete: das Projekt „Gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Selbstbestimmung im Alter“ (GLESA) der *Alice Salomon Hochschule Berlin* und der *Hochschule für Wirtschaft und Recht in Berlin*.¹ Es gilt immer noch als ein erstes Forschungsvorhaben in Deutschland, das die Situation älterer Homosexueller in den angewandten Wissenschaften im Bereich der Altenhilfe und Sozialen Arbeit zum Gegenstand gemacht hat. Grund hierfür war wiederum die Eröffnung eines Wohn- und Pflegeprojekts mit dem Namen „Lebensort Vielfalt“ (LoV) der Schwulenberatung Berlin im Jahr 2012 – in seiner Größe und Konzeption einzigartig in Deutschland und wohl auch in Europa. Dieser sollte wissenschaftlich begleitet werden, und dabei stellten sich Fragen nach den besonderen Bedarfen älterer Schwuler und Lesben. Auf der GLESA-Abschlusstagung im Januar 2015 in Berlin zeigte sich ein großes Interesse an den Fragen zur Lebensphase Alter aus der Perspektive älterer Lesben, Schwuler und Bisexueller sowie auch älterer Trans* und intersexueller Menschen (LSBT*I).² Es wurde konstatiert, dass nicht darauf gewartet werden könne, dass ‚die Gerontologie‘ oder ‚die Pflegewissenschaften‘ die Situation von Minoritäten wie den LSBT*I-Senior_innen endlich entdecken mögen. Das selbstinitiiert konzipierte und ehrenamtlich begleitete Wohn- und Pflegeprojekt LoV konnte deutlich machen, dass Lücken in der Versorgungslandschaft und in der Altenhilfe von Akteur_innen selbst vor Ort aufgezeigt werden (müssen).

Mit diesem Sammelband wollen wir den Fragen, die auf der GLESA-Tagung artikuliert wurden, nachgehen. Dafür wird zum einen den Referent_innen der Tagung Raum gegeben, ihre Positionen und Erkenntnisse zu dokumentieren. Zum anderen sollen darüber hinaus Ergebnisse aktueller Forschung sowie innovative Praxisbeispiele dargelegt und diskutiert werden. Ein Schwerpunkt der Artikel liegt dabei auf dem Wohnen von LSB-Senior_innen und auf der Diskussion von alternativen Wohn- und Pflegeprojekten für das Alter am Beispiel des LoV und anderen Wohnprojekten im In- und Ausland. Da der Themenschwerpunkt LSBT*I & Alter(n) durchaus international Beachtung findet und die Themenstellungen stets

1 GLESA wurde gefördert durch das *Institut für angewandte Forschung* (IFAF Berlin).

2 Die Schreibweise * bietet zusätzlich zu den bekannten Geschlechtsidentitäten eine weitere, offene Kategorie an für Menschen, die sich eigenständig definieren.

auch internationale Relevanz aufweisen, freuen wir uns, das wir – mit Beiträgen aus den USA, Österreich und den Niederlanden – auch in diesem Sammelband eine internationale Perspektive anbieten können.

Das Buch trägt aber auch dem Wunsch Rechnung, dass Debatten zu den Themen LSBT*I und Alter(n) über die Tagung hinaus geführt werden. Wir wollen zudem ‚weiße Flecken‘ der oben genannten Wissenschaftsdisziplinen zur Diskussion stellen und Wege aufzeigen, wie weitere Forschung in dem Themenfeld „Altern und Diversität“ mit dem Fokus auf sexuelle und geschlechtliche Identitäten aussehen kann. Wir freuen uns, dass in diesem Band eine vielfältige Bandbreite von Beiträgen zusammenkommt, die interessante Erkenntnisse liefern und weiterführende Fragen aufwerfen mögen.³

Rüdiger Lautmann diskutiert vor allem anhand angloamerikanischer Studien – die bislang in diesem Themenfeld die differenziertesten sind – die sozialen Dimensionen der Lebensqualität von LSBT*I-Personen im Alter. Er plädiert dafür, Stigma-Effekte bei älteren LSBT*I-Personen in einem sozialhistorischen und generationsspezifischen Kontext zu verstehen. Diskriminierungen auf Grund der sexuellen Identität und Orientierung spiegeln sich in verschiedenen Faktoren der soziokulturellen Lebensqualität wider, weshalb LSBT*I-Ältere im Vergleich zur Mehrheitsbevölkerung verstärkt Isolationsgefahren ausgesetzt sind – auch durch erfahrene oder vermutete Ablehnung gegenüber herkömmlichen sozialen und pflegerischen Dienstleistungen.

María do Mar Castro Varela beschreibt die Ausgangssituation von nicht-heterosexuellen Menschen am Beispiel von Pflegeeinrichtungen und Wohnprojekten für das Alter, die von einer „Hetero- oder Asexualisierung“ im Alter geprägt ist. Dabei findet Pflege generell oftmals in einem menschenverachtenden und ‚anders‘-feindlichen Raum statt. Castro Varela erkennt deutliche Parallelen zur Situation von Migrant_innen und zieht Arbeiten von Judith Butler und Michel Foucault heran, um ein komplexeres Verständnis von Ausgrenzung herzustellen. Sie stellt die Frage, welche Mechanismen hinter Diskriminierung(en) stecken, und regt Impulse für Lösungsansätze an. Dabei wird deutlich, dass Diskriminierungserfahrungen von der Mehrheitsgesellschaft oft nicht anerkannt werden und für eine Verbesserung der Situation differente Antidiskriminierungsstrategien unerlässlich sind.

In seinem Artikel thematisiert *Wilhelm Frieling-Sonnenberg* den kommunikativen Mangel an einer biografischen Aufarbeitung und kritisiert die Ist-Situation in deutschen Pflegeeinrichtungen. Die weiterhin prekäre Lage in der (Alten-)Pflege führt mehr denn je zu einer stressbelasteten Arbeitsatmosphäre für

3 Wir danken Philipp Kenel, Max Appenroth und Julian Ibrahim Jusuf für ihre Mitarbeit an der Fertigstellung des Sammelbandes.

Pflegefachkräfte, die sich negativ auf das subjektive Wohlbefinden und die Pflegequalität der Bewohner_innen auswirkt. Frieling-Sonnenberg diskutiert Lösungsansätze wie die „Marketing orientierten uniformen Versorgungseinrichtungen“ konstruktiv umgestaltet werden können. Im Kontext zukunftsorientierter Versorgungsstrukturen betont er die Bedeutung neuer und alternativer Wohnformen im (pflegebedürftigen) Alter, die den vielfältigen Lebenswelten gerecht werden und in der Konsequenz persönliche Integrität, Sicherheit und Gesundheitsressourcen stabilisieren können.

Ralf Lottmann stellt in seinem Artikel ausgewählte Ergebnisse der GLESA-Studie zum Berliner Wohnprojekt „Lebensort Vielfalt“ (LoV) vor und diskutiert die Eignung solcher Projekte für die Altenhilfe. Er fokussiert dabei die Altersbilder der Bewohner_innen des LoV, die von ihnen empfundenen Charakteristika des Wohnprojekts sowie spezifische Bedarfe und Strategien von (pflege- oder betreuungsbedürftigen) LSB-Senior_innen. Lottmann empfiehlt einen Blick in das Ausland für die Weiterentwicklung des LoV sowie für weitere (mögliche) Einrichtungen einer milieusensiblen Altenhilfe. Ferner diskutiert er Strategien von schwulen und lesbischen Senior_innen im Alter, die für deren soziale Integration gewinnbringend eingesetzt werden können.

In dem Beitrag von *Claudia Krell* werden Altersbilder lesbischer Frauen untersucht, wobei die Autorin Selbst- wie Fremdbilder der Personengruppe heranzieht und diese mit früheren Forschungen über ältere männliche Homosexuelle und über ältere heterosexuelle Frauen kontrastiert. Sie kann veranschaulichen, dass lesbische Frauen vergleichsweise sehr differenzierte Altersbilder erkennen lassen. Darüber hinaus zeigt Krell Unzufriedenheiten gegenüber bestehenden institutionellen Wohnformen im Alter auf, vor dem Hintergrund der Sorge lesbischer Frauen vor einem Vereinsamen im Alter.

Lea Schütze postuliert eine Nicht-Existenz einer schwulen, älteren Identität, angelehnt an die Theorien von Butler und Foucault. Anhand von Interviews mit 60- bis 90-jährigen schwulen Senioren zeigt sie auf, wie die Unsichtbarkeit einer schwulen und älteren Sozialfigur das Selbstkonzept der älteren schwulen Männer prägt. Sie problematisiert die Auswirkungen auf das Selbstbild und die Umwelt von schwulen älteren Männern und fordert eine Humanisierung der Pflege. Dabei veranschaulicht sie, wie der Blick auf das vermeintlich ‚Nicht-Normale‘ das Verständnis für das ‚Allgemeine‘ und das ‚Normale‘ schärft.

Michael Bochow, Jochen Drewes und Ralf Lottmann nutzen Ergebnisse der jüngsten Wiederholungsbefragungen „Schwule Männer und HIV/AIDS“. Sie werden hier erstmals mit dem Fokus auf die Lebenssituation der über 59-jährigen analysiert. Der Beitrag liefert Informationen zu Daten zu unterschiedlichen Lebensstilen von älteren schwulen Männern, zum Umgang mit der eigenen Homosexualität und zu ihrer psychosozialen Situation. Kritisiert werden erhebliche

Forschungslücken im Bereich der quantitativen Sozialforschung zu LSBT*I und Altern.

Bärbel Susanne Traunsteiner greift in ihrem Beitrag die Situation von lesbischen älteren Frauen in Österreich auf. Sie übt Kritik an heteronormativen gesellschaftlichen Konzepten und bemängelt die strukturelle Unsichtbarkeit dieser Gruppe in Österreich. Um dieser Tatsache entgegenzuwirken, führte Traunsteiner im Rahmen ihrer Dissertation Interviews mit lesbischen Frauen über 60 Jahren im Großraum Wien durch. Bei der Analyse der erhobenen Daten konzentrierte sie sich auf die Gestaltung von Beziehungen der Befragten und wie diese von heteronormativen Strukturen beeinflusst werden. Dabei erkennt sie Handlungsstrategien von lesbischen Paarbeziehungen, die sich für die Gestaltung der Lebensphase Altern nutzbringend einsetzen lassen.

Heiko Gerlach und *Christian Szillat* bauen auf einer Studie von Schmauch et al. (2007) über lesbische Frauen auf und untersuchen analog hierzu die Lebens- und Wohnformen älterer männerliebender Männer. Die Ergebnisse untermauern die Bedeutung sozialer Netzwerke für schwule Männer in dieser Lebensphase. Diskutiert werden die von den Befragten präferierten Wohnformen sowie die teilweise erheblichen Defizite bei adäquaten pflegerischen und beratenden Dienstleistungen für schwule und bisexuelle Männer im (hohen) Alter.

Ute Koop und *Yvonne Tietz* gehen der Frage nach, was ‚Vielfalt‘ eigentlich bedeutet. Dabei beziehen sie sich nicht nur auf die Identität von Individuen, sondern auch auf deren Umfeld. Sie diskutieren das Diversity-Konzept und den Einfluss von Vielfalt-Wahrnehmungen auf den Lebensalltag. Außerdem untersuchen sie das Gelingen von Vielfaltversprechungen mit Blick auf den LoV und die Daten der GLESA-Studie. Dabei hinterfragen sie bestehende Machtverhältnisse und diskutieren Strukturen und Voraussetzungen, die einen Weg zu einem solch utopischen Wohnmodell weisen könnten.

Kathleen M. Sullivan fokussiert in ihrem Beitrag drei LSBT*-Senior_innenwohnanlagen in den USA und analysiert die Bedeutung des sozialen Umfelds im Hinblick auf die Fähigkeit älterer Erwachsener, erfolgreich mit ihrer „Community“ zu interagieren und in ihrer häuslichen Umgebung zu altern. Mittels Fokusgruppendifkussionen verdeutlicht sie die Attraktivität von LSBT*-Wohnprojekten und diskutiert die Relevanz der sozio-emotionalen Selektivitätstheorie (Laura Carstensen) im Hinblick auf die sozialen Netzwerke von LSBT*-Senior_innen. Sie weist auf die Notwendigkeit, Sozialarbeiter_innen und andere Verantwortliche im Feld entsprechend weiterzubilden, um geeignete und sichere (Frei-)Räume für LSBT*-Senior_innen zu schaffen. Denn Offenheit und Ungezwungenheit, so Sullivan, führen zu einem Gefühl der Sicherheit, der Möglichkeit geoutet zu leben und der Beseitigung von Negativität im häuslichen Umfeld.

Manon Linschoten, Ralf Lottmann und Frédéric Lauscher stellen in ihrem Beitrag den „Pink Passkey“ vor – das weltweit erste Zertifizierungsverfahren für eine LSBT*-freundliche Pflege, entwickelt in den Niederlanden. Der Artikel geht ferner auf die ersten Erfahrungen mit der Implementierung des „Pink Passkey“ in Deutschland ein, wie sie in zwei Pflegeheimen des Frankfurter Verbands für Alten- und Behindertenhilfe e.V. gemacht wurden. Diskutiert werden eine äquivalente Übertragung des Auditverfahrens nach Deutschland und die Chancen eines solchen Qualitätssiegels für die Thematisierung von Diversität und Sexualität_en in der Pflege.

Berlin, im Frühjahr 2016

Ralf Lottmann – Rüdiger Lautmann – María do Mar Castro Varela

Theoretische Annäherungen an das Thema ,LSBT*I & Alternsforschung‘

Die soziokulturelle Lebensqualität von Schwulen und Lesben im Alter

Rüdiger Lautmann

Wer heute als LSBT*I-Mensch gealtert ist, hat atemberaubende, historisch einmalige Wandlungsprozesse durchlebt: von der extremen Stigmatisierung als Außenseiter über den erfolgreichen Auftritt der Frauen- und Schwulenbewegungen hin zu einem nahezu mehrheitsverträglichen Dasein. Welche dieser durchlaufenen Wirklichkeiten wird die Lebensqualität in einer Phase körperlich zurückgehender Kräfte beeinflussen? Siegt die Erinnerung an die erlittenen 1950er und 1960er Jahre, oder wird der ‚emanzipierte‘ Stand des frühen 21. Jahrhunderts erklommen? Die Besonderheiten gelten nicht nur für jene Alterskohorten, die aus den Jahrzehnten der heftigen Homosexuellenrepression kommen; sie werden auch künftig zu verspüren sein. Jeder LSBT*I-Mensch weiß, wie gut es sein *könnte*, aber nicht allzu oft kann das auch real gelebt werden.

Ohnehin steht vor Herausforderungen, wer die Altersgrenzen für berufliche Tätigkeit und erotisches Attraktivsein überschritten hat. Nach der langen Erwachsenenphase von drei Jahrzehnten fällt die Anpassung schwer. Doch das Altwerden und Altsein als ‚Massaker‘ (so der Romancier Philip Roth mit 73) bricht mit sechzig – plus/minus – eigentlich noch gar nicht herein. Erst einmal eröffnen sich jetzt für ein, zwei Jahrzehnte neue Freiräume, die gestaltet sein wollen.

Die Lebensqualität – das Thema dieses Kapitels – speist sich aus mehreren Quellen; sie ist nur multidimensional zu erfassen, und die meisten Faktoren beeinflussen sich untereinander. In fachlicher Hinsicht ließe sich unterscheiden: was die Alten *kriegen* (das Geld), was sie *haben* (die Krankheiten und altersspezifischen Beeinträchtigungen) und was sie *tun* (das Handeln); also die ökonomische, die medizinische und die soziale Dimension. Auf wirtschaftlicher und gesundheitlicher Ebene bestehen wenige Unterschiede zwischen schwul-lesbischer und Normal-Bevölkerung, umso mehr aber in kultureller Hinsicht. Dieser Artikel will sozialwissenschaftlich betrachten, wie es den älteren LSBT*I-Menschen ergeht. Meist bleibt diese Seite unterbelichtet, weil Defizite an Einkünften und Gesundheit um so viel bedrückender erscheinen. Indessen können die finanziellen und körperlichen Engpässe besser bezwungen werden, wenn die soziale Einbettung stimmt.

Der Forschungsstand

Am Anfang müssen Bekenntnis und Klage stehen, dass wir kaum über verlässliche (‚belastbare‘) Daten zur Lebensqualität der älteren LSBT*I-Menschen verfügen. Auf einen entwickelten Forschungsstand lässt sich bei unserem Thema nicht zugreifen, schon gar nicht für Mitteleuropa (vgl. Lottmann u.a. 2015). Andere Länder, die hier zehn, zwanzig Jahre voraus sind, können zwar Anregungen geben; aber schlichtweg übertragen lassen sich die Erkenntnisse nicht. Erste Erhebungen, die hierzulande unternommen worden sind, können ebenfalls nicht auf das ganze Land verallgemeinert werden. Geschildert werden Einzelfälle, durchaus eindrucksvoll und anregend, aber ohne dass bereits das Niveau einer Typologie erreicht wäre. Gleichwohl ein Bild zu zeichnen verlangt den Mut zu grobem Strich und zur einführenden Vergegenwärtigung. Die vorhandenen Daten sind mit ‚weichen‘ Methoden erhoben und beruhen auf kleinen Stichproben. Wie zu Anfang einer Forschungsrichtung üblich, beruht vieles auf Gesprächen und Berichten. So unternehme ich hier eine informierte Spekulation, die sich auf eigene Erfahrungen im Feld und auf die internationale Forschungslage stützt.

Die Altersforschung im Westen muss sich als betont heteronormativ bezeichnen lassen (so für Australien: Harrison 2006: 44). Das Beschweigen des LSBT-Alters geschieht nicht absichtlich, sondern beiläufig. Es wird als eine „rhetorische Wendung“ begriffen, denn die Erfahrungen dieser Älteren werden ignoriert (Brown 2009: 66). Gegenwärtig ist außer Neugier und Aufgeschlossenheit noch kein Aufbruch zu spüren. Die Großforschung interessiert sich einstweilen nicht für diese Fragestellungen. Dabei könnte sie hier Einsichten (nicht nur) zur Sicherung der Lebensqualität gewinnen, die bei den populationsübergreifenden Studien zu kurz kommen. Auch sind Ideen zu den gegenwärtig diskutierten Zielen des ‚erfolgreichen‘ bzw. ‚aktiven Alterns‘ zu erwarten (Hearn u.a. 2015: 206). Dass die LSBT*I-Themen nur selten vorkommen, kann nach allen Erfahrungen aus der Wissenschaftsgeschichte nicht verwundern. Sexualitätsbezogenes fand meist erst dann ein Forschungsunternehmen, wenn Missstände zu bearbeiten waren (wie Kriminalität, ansteckende Krankheit, unerwünschte Schwangerschaft). Die positiven Bedürfnisse einer (vormaligen) Randgruppe standen nie auf der Agenda. Die community-basierten Studien füllen daher eine schmerzliche Lücke.

Hinsichtlich der Brauchbarkeit erhobener Daten hat es sich eingebürgert, hauptsächlich zwei Arten der Stichprobenbildung zu unterscheiden: aus der nationalen Grundgesamtheit der Bevölkerung (z.B. aus dem Mikrozensus) vs. aus den lokalen Subkulturen (*community based*). Beide begegnen Bedenken zur Gültigkeit der Resultate, aber beide liefern auch weiterführende Erkenntnisse. Meist sind die vorhandenen Studien zu unserem Thema *community-based* (de

Vries u.a. 2014) angestoßen von lokalen Aktivist_innen. Das bringt einige Nachteile mit sich: kleine Stichproben, fragliche Generalisierbarkeit vom Ort auf das Land, anfechtbare Parteilichkeit. Aber so beginnen nun einmal neue Themen, nämlich regionalspezifisch und basisorientiert. Der Vorteil ist, dass solche Studien den Beforschten nicht grob übergestülpt sind, sondern sich durch Sensibilität für die Betroffenen und partizipative Elemente auszeichnen. Die Resultate dürfen also ernst genommen werden, ja sie *müssen* es – nicht nur mangels besserer Studien, sondern auch wegen ihrer Authentizität. Dort, wo trotz der genannten Unzulänglichkeiten immer wieder gleiche Tendenzen zu verzeichnen sind, kann auf einen hohen Grad an Verlässlichkeit und Gültigkeit der Aussagen (das sind die offiziellen Kriterien der Feldforschung) geschlossen werden.

Bei unserem Thema stößt jede Verallgemeinerung sofort auf Bedenken, und es prasseln die Gegenbeispiele. Tatsächlich ist ja nicht nur die LSBT*I-Allianz intern höchst divers, auch jedes ihrer Segmente weist zum Gegenüber in der Normalbevölkerung eine gesteigerte Uneinheitlichkeit auf (siehe Castro Varela i.d.B.). So wird man bei allen hier folgenden Generalthesen sofort einen Differenzierungsbedarf anmelden. Hinzu tritt die allfällige Frage, wo denn der ‚Beweis‘ sei. Die Abneigung gegen ein Schubladendenken versteht sich; gleichwohl sollten wir nicht darauf verzichten, nach übergreifenden Tendenzen zu suchen und Einflusslinien aufzuzeigen. Denn dann erst lässt sich die rudimentäre Erkenntnislage ausbauen, lassen sich Thesen für eine LSBT*I-Altenpolitik formulieren.

Dass dieses Buch seinen Hintergrund in Sozialpolitik und Sozialer Arbeit hat, mag erklären, warum die LSBT*I-Besonderheiten bei den Defiziten und Interventionsbedarfen aufgesucht werden und nicht bei den auch vorhandenen Stärken. Vielen geht es gut und besser, sogar im Alter. Aber können sie sich sicher sein, dass es stets so bleibt?

Wie steht es um eine simple Gegenhypothese, wonach LSBT*I-Menschen keine speziellen Merkmale aufweisen und in keinen anderen Verhältnissen leben als die übrige Bevölkerung auch? Schön wär's ja, wenn nur die üblichen Faktoren wie Einkommen, Bildung, Wohnort, Familienstand usw. die soziale Lage der LSBT*I-Alten beeinflussen würden. So umstritten die sozialen Indikatoren sein werden – darin besteht Einigkeit: Das Befinden der LSBT*I gestaltet sich auch im Alter unter dem Zeichen ihrer Besonderheiten. Welche lebenslauf- und generationsbedingten Besonderheiten weisen denn die älteren LSBT*Is auf? Das dramatisierende Bild des ‚Überlebens‘ weist die Blickrichtung (dazu: Morrow 2001). Nahezu einhellig und in allen Erhebungen beziehen sich die Befragten auf ihr Sosein, wenn sie ihre Erwartungen und Befürchtungen für das Altsein artikulieren (teilweise anders bei Schütze i.d.B.). So uneins ansonsten, so different die Varianten, so individuell die Lebensläufe – ihre geschlechtlich-sexuelle Eigenart prägt zentral ihr Wohlbefinden. Die Gegenthese löst sich damit auf.

Lebenszeit und historische Zeit

Die vorhandenen Forschungsüberblicke betonen den Zusammenhang von Lebensläufen und historischer Zeit (so bei Fredriksen-Goldsen u.a. 2010; Kimmel u.a. 2006). Auch für Trans*gender, in früheren Sammelpublikationen noch vernachlässigt, gibt es einen entsprechenden Forschungsüberblick (Finkenauer u.a. 2012). Die Metaanalyse der in den USA über einen langen Zeitraum erschienenen wissenschaftlichen Artikel ergab, dass folgende sechs Themen behandelt wurden: die methodologischen Herausforderungen einer Forschung; Gewalt und Missbrauch gegenüber T*-Alten; diskriminierende Politiken und Praktiken in den Gesundheitsdiensten; Mängel in der HIV-Prävention; Hindernisse in den Bereichen Bildung, Beschäftigung und Wohnen; fehlende Unterstützungsnetzwerke.

Die unterschiedlichen Ereignisse eines Lebenslaufs reflektieren die gesellschaftlichen Zustände der jeweiligen Epoche. Wer jahrzehntelang ein rechtliches und soziales Zurückgesetztsein erlitten hat, wird sich in der jetzt für entdiskriminiert erklärten Lage kaum unverletzt neu sehen können. Auch in den LSBT-Communities haben sich die internen Verhältnisse gewandelt, womit sich jemand erst zurechtfinden muss. Es kann beispielsweise sein, dass Alte hier inzwischen besser angesehen sind und mehr Angebote vorfinden als noch vor wenigen Jahren – nur wissen oder glauben viele von ihnen das nicht. Gesellschaftliche Entwicklung und individueller Lebensgang verlaufen nicht inhaltlich, sondern nur zeitlich-kalendarisch auf synchrone Weise. Die eingetretenen Veränderungen in der LSBT-Infrastruktur werden meist positiv gewertet, verständlicherweise; teilweise aber werden sie auch ambivalent gesehen, als verloren gegangene Herausforderungen (wie eine australische Online-Studie zu 439 schwulen Männern über 50 zeigte, siehe Lyons u.a. 2015).

Die Bedeutung einer ‚sexuellen Identität‘, ohnehin nur relevant für die LSB-Randgruppen, schwankt mit der Generationszugehörigkeit. Für Hochaltrige mit einem Coming-out vor 1970 war die Möglichkeit selbstbewussten Soseins kaum gegeben. Für die Jüngeren aber lässt der Druck nach, und dies nicht etwa deswegen, weil die Queer-theory das Identitätskonzept verwirft. Wer allerdings heute alt ist, war der Offerte eines Selbstbewusstseins ausgesetzt. Dieser Wandel im Gebrauch des Identitätsmusters ist empirisch belegt (vgl. McCormack u.a. 2015 für nordamerikanische Metropolen).

Gunst und Last von Lebensbedingungen müssen generationsspezifisch bestimmt werden – und keineswegs allein unter heutigen Relevanzen. Diese Erfahrung machen Jungforschende, die sich mit Alten unterhalten, etwa der schottische Historiker Jeffrey Meek, als er Schwule und Bisexuelle zu ihren Jugenderlebnissen interviewte. Einerseits zeigten diese Männer alle Zeichen der Stigmatisierung, andererseits (und für den Interviewer überraschend) hörte er manche

Nostalgie über die alte Zeit – den Spaß am damaligen Doppelleben, die Aufregungen der Geheimhaltung (Meek 2011: 207).

Gibt es so etwas wie eine queere Zeit, kontrastiert zur heteronormativen? Vanessa Fabbre (2014: 162f.) diskutiert das anhand von Gender-Transitionen im späteren Leben. Judith/Jack Halberstam (2005: 2) datiert das Erscheinen einer *queer time* auf das Ende des vorigen Jahrhunderts, als Aids die Reihen schwuler Männer dezimierte und ihre Zukunft vernichtete, damit die Zeithorizonte verändernd. Wenn der Lebensverlauf als Abfolge von Heirat, Reproduktion, Familie und eventuell Enkelkindern begriffen wird, dann filtern die dominanten Aufmerksamkeitsraster die LSBT*I-Alten aus, die einem anderen Zeitbewusstsein folgen. Die Zeit ist weniger als Chronologie oder Annuität und eher als kulturelle Dimension zu begreifen. Welche Bilder treffen zu: Eine Zeit, die ‚abläuft‘ bzw. ‚davonläuft‘, die ‚vergeudet‘ ist – oder ein Lebensabschnitt, der sich ‚füllt‘ bzw. ‚leert‘? Erfahrungen und Konzepte aus der LSBT*I-Wirklichkeit demonstrieren besonders nachdrücklich, dass das Alter alles andere als eine ‚Restzeit‘ ist; es kommt auf seine Inhalte an – die Lebensqualität.

Diversität und Identität

Jüngeren Bewohner_innen der queeren Welt ist nicht immer leicht zu vermitteln, dass jemand ein Problem damit haben kann, als schwul-lesbisch-usw. durchs Leben zu gehen. Zugleich sind jene Queers die wichtigste Zielgruppe von Projekten und Publikationen wie diesem Buch hier; von ihnen stammen das aktuelle Engagement und das Personal künftiger Berufstätigkeit bezüglich der LSBT*I-Angelegenheiten. Es entscheidet der soziokulturelle Standort: Menschen mit guter Bildung taten sich – immer schon – leichter, ein zugewiesenes Stigma abzuwehren oder zu überspielen. Indessen steht fest, dass neben dem sozialen Status die Generationszugehörigkeit ein primärer Faktor für die Verarbeitung von Homo- und Transphobie ist.

Neuere Denkansätze zur Diversität warnen davor, bei unserem Thema den Trennstrich zwischen homo und hetero anzusetzen. Die Intersektion mit anderen Kategorien sei zu berücksichtigen, insbesondere mit der sozialen Schicht (Cronin u.a. 2010). Auch entwickeln die Ethnien verschiedene ‚Kulturen des Alterns‘. Wirklich überraschend sind diese Hinweise nicht. Aber vielleicht halten sie davon ab, aus quantitativen Erhebungen rechnerisch einen Durchschnittswert zu ermitteln und diesen dann als realtypisch anzusehen. Um die Probleme einer Abgrenzung zwischen hetero und homo, zwischen L, S und B lösen zu können, wird neuerdings vorgeschlagen, die sexuelle Ausrichtung nach ‚fixiert oder fließend‘ zu charakterisieren (Ross u.a. 2012, zu Schweden). Ein solcher Schritt

impliziert, dass hetero/homo nicht mehr in der Optik von normal/deviant gesehen wird. Zu fragen ist allerdings, ob wir bereits so weit sind.

In der Zusammenfügung von LSBT*I inkarniert sich heute das aktuelle Phänomen der gesellschaftlichen *Diversität*. Es darf aber nicht wundernehmen, dass die Gruppe selbst intern höchst divers ist. Zusammengehalten wird sie nur von dem bewusst gemachten Umstand, vom Normalstandard schmerzlich abzuweichen (als wäre Normalität real einheitlich). Der Prozess der Individualisierung ist inzwischen so weit fortgeschritten, dass Generalisierungen zum Altern weniger denn je überzeugen. Im Umkehrschluss: wer in der einen Hinsicht Lasten zu tragen hat, kann dies in anderer Hinsicht kompensieren; dies hat die Alternsforschung vor langem erkannt (vgl. Baltes u.a. 1984).

Und dies sind die Dimensionen, in denen sich unsere Population diversifiziert: nach Generation (geboren im ‚Dritten Reich‘, im Kriege, Baby-boomer – um einige Typen zu nennen); nach sozio-ökonomischem Status (in den USA wird das Paradox beobachtet, dass die LSB-Population über höhere Bildung, aber niedrigeres Einkommen verfügt als der Durchschnitt, vgl. de Vries u.a. 2014: 6); Identität und Selbstbezeichnung (homosexuell, lesbisch, schwul usw.; ‚queer‘ ist in diesen Generationen kaum geläufig, und in migrantischen Milieus fallen sämtliche Namen schwer); HIV-Status; Ethnokultur; Stadt-Land und Frauen-Männer sowieso. Die jeweils unterschiedlichen Lebenserfahrungen bedingen unterschiedliche Bewältigungsstrategien in den späten Phasen.

Die Stigma-Effekte müssen in einem sozialhistorischen und generationsspezifischen Kontext gesehen werden. Die meisten der heute Hochaltrigen hatten ihr Coming-out bereits hinter sich, als vor vier Jahrzehnten die neue Emanzipationsbewegung einsetzte. Etliche verweigerten sich dieser, die sich in einem ihnen fremden, studentisch-linken Milieu abspielte; die Impulse eines behaupteten ‚Stolzes‘ prallten an ihnen ab. Ein Bild schwul-lesbischen Selbstbewusstseins oder gar eine homosexuelle Identität hatte bis in die 1970er Jahre nicht existiert. (Das mag auch den Befund von Schütze i.d.B. miterklären, dass für ‚alte Schwule‘ eine identitäre Leerstelle besteht.) So bedingte der Sprung von Prä- nach Post-Stonewall erhebliche Unterschiede in der Offenheit und Diskriminierungsfurcht. Für eine sichere Lebensführung stützten damals sich viele auf „ein korrektes Verständnis der Welt einerseits und einen Instinkt zum Überleben andererseits“ (Rosenfeld 2003: 125). Während sie in der Alltagswelt als normal durchzukommen trachteten, suchten sie zugleich als Homosexuelle nach einem Kontakt zu Gleichgesinnten und führten damit zwei Leben auf einmal. Die wenigen anderen, welche zu ihrem LS-Sein standen, wurden sogar als Gefahr und Beleidigung empfunden. Genau diese Haltung erschwert bis heute die Selbstakzeptanz und das Offenwerden.

Diversität und Queer – das scheinen Errungenschaften der Jüngeren, ab etwa 1990 Sozialisierten zu sein. In den Jahrgängen davor wird noch in den Be-

griffen schwul, lesbisch, homo-, transsexuell usw. gedacht. Da es sich nicht um eine bloß verbale Verschiebung handelt, bricht ein Graben zwischen den LSBT-Generationen auf. In der Sichtweise vieler Älterer bestehen nicht viele Gemeinsamkeiten zwischen den Teilgruppen der neuen Allianz, die Verbindung bleibt brüchig. Eine britische Studie erforschte, wie die Vielzahl sozialer Hierarchisierungen von LS-Älteren erlebt wird, und hält die intersektionelle Perspektive zu einer theoriegeleiteten Interpretation für wichtig (Cronin u.a. 2010).

Stigma als Last

Vorliegende Studien zur Lage der LSBT*I-Alten stimmen erstaunlich vollständig darin überein, dass der maßgebende Faktor in der erlebten und weiterhin bestehenden Stigmatisierung abweichender Lebensweisen liege. In den Ohren junger Leute aus dem akademischen Milieu, trainiert in Queer-theory, mag das altmodisch-jämmerlich klingen. Die neuere Heteronormativitätskritik hat den Spieß umgedreht und stimmt optimistisch; noch folgen die Alten dem nicht. So unbehaglich manchen Älteren eine ungewohnte Nomenklatur und eine nicht ganz leicht nachvollziehbare Theorieperspektive vorkommt, es entsteht daraus kein Schisma zwischen den Generationen. Bleiben doch die geschlechtspolitischen Ziele weitgehend gleich: vorhandene Benachteiligungen zu überwinden, wenngleich an verschiedenen Fronten. In der prekären Situation der LSBT*I-Alten spiegelt sich bedrängend sichtbar die abgelebte ‚heterosexuelle Matrix‘ (Judith Butler). Während die Jugendlichen die Zumutungen bekämpfen und überwinden, hat sich das Stigma in die Biografien der Älteren fest eingegraben.

Die Besonderheiten von LSB-Menschen im Alter gehen zurück auf die erlebten Verkürzungen (die folgende Charakterisierung nach de Vries u.a. 2014: 4-14). Diese bestanden aus diskriminierenden Gesetzen und Politiken, aus feindseligen Programmen sowie aus Gewalt- und Opfererfahrungen. Der resultierende Minderheitenstress beeinflusste den Gesundheitszustand und das Gesundheitsverhalten, das seelische Wohlbefinden, die Herausbildung einer Identität sowie die interpersonellen Beziehungen. Dazu ist vieles aufzuzählen. Für den Bereich der Gesetze und Politiken: Pathologisierung, Strafbarkeit, Berufsverbote im Militär und Kirchenbereich sowie Verpartnerungsverbote. Unter den feindseligen Programmen wird das Klima des Unwillkommenseins in den sozialen Einrichtungen verstanden, darunter der Rat, die LSBT-Orientierung geheim zu halten – wirksam in nahezu sämtlichen Lebensbereichen. Als gesundheitliche Belastungen wurden Nikotingebrauch, Alkoholmissbrauch und Übergewicht (bei LB-Frauen) aufgezeigt. Gesteigerte Beeinträchtigungen fanden sich bezüglich Krebs, Herz, Diabetes, Asthma und Depression. Für Schwule kam noch HIV hinzu.

Solche Zusammenhänge sind nicht moralisch zu bewerten, sondern sozial-ätiologisch zu konstatieren.

In der gleichaltrigen Normalbevölkerung finden LSB-Alte besonders negative Einstellungen gegenüber ihrem Lebensstil vor. So zum Beispiel beim Thema der lesbischen und schwulen Elternschaft, wie eine Befragung in Italien ergab; Faktoren der negativen Einstellungen waren höheres Alter, Rechtskonservatismus und internalisiertes sexuelles Stigma (Baiocco u.a. 2013). Die Stigmafolgen werden heute als posttraumatische Belastungsstörung verbucht (für Lesben vgl. Szymanski u.a. 2011). Eventuell auftretende psychiatrische Symptome werden nicht durch die sexuelle Ausrichtung an sich, sondern durch eine erfahrene Stigmatisierung verursacht, wie für eine große US-amerikanische Stichprobe mit hetero-, bi- und homosexuellen Frauen gezeigt werden konnte (Koh u.a. 2006: 49f.).

Wie sehr das Erleben des Homosexualitätsverbots die Selbstbilder und Einstellungen von heute älteren und hochaltrigen Schwulen und Bisexuellen geformt hat, beschreibt eine Oral-History-Studie aus Schottland, wo homosexuelle Praxen bis 1980 unter Strafe standen (Meek 2011: 101-151). Die 24 befragten Männer durchlebten die Nachkriegsjahrzehnte unter dem Einfluss von Kriminalisierung und negativen Diskursen. Darauf reagierten die meisten mit einer Trennung in öffentlich-privat: Nach außen hin gehörten sie zur heterosexuellen Welt mit Freundinnen, Versuchen der Familiengründung und dergleichen. Um diese Fassade aufrechtzuerhalten, zahlten sie einen Preis: Isolation, Einsamkeit und Scham. Insofern es an unterstützenden Netzwerken fehlte – insbesondere an einer protektiven Mittelschichtssubkultur –, gerieten sie in einen (Gefühls-)Zustand des Entkoppeltseins, was wiederum den Kontakt zu den späteren Generationen von LSB verhinderte und ambivalente Gefühle zur Emanzipation hervorrief (Meek 2011: 204). Die Studie demonstriert, dass für viele „das Stigma, operierend mit diskreditierenden Diskursen, seinen Griff behauptet hat, noch lange, nachdem jene Diskurse andernorts in die Schranken gewiesen waren“ (ebd.).

Die Befunde zur Stigmabelastung beziehen sich auf die lesbischen und schwulen Kollektive, keineswegs aber auf die Individuen. Nicht jede_r* Einzelne erleidet alle genannten Nachteile, vielleicht sogar keinen einzigen davon. Der Negativimpact trifft also nicht alle LSBT*Is gleich; von Widerstandskräften (protektive Faktoren, Resilienz) ist auszugehen. Auch bestehen zwischen den einzelnen Gruppen beachtliche Variationen. Aber jede Biografie entwickelt sich innerhalb der Gruppe mit solchen Defiziten und in einem Klima der Verachtung. Die negative Zumutung wird mit unterschiedlichem Erfolg zurückgewiesen, überwunden oder kompensiert. Die individuelle Lebensführung geschieht im Schatten der gesellschaftlichen Ausschließungsversuche, ohne sich ihnen je völlig entziehen zu können.

Die Exklusion gehört nicht vergangenen Zeiten an. Die Forschungen, auf denen das Belastungsprofil beruht, sind neuesten Datums und für den gesamten Al-

tersquerschnitt erhoben. Die Älteren tragen die größeren Bürden, weil sie aus wenig toleranten Zeiten kommen. Die Erhebungen stammen aus den USA (für Mitteleuropa gibt es nichts annähernd Entsprechendes); untersucht wurden nationale und lokale Stichproben. An der Übertragbarkeit auf mitteleuropäische Verhältnisse braucht nicht gezweifelt zu werden; denn die Homophobie – ein spezifisches Phänomen in westlichen Kulturen – folgt hier wie dort ganz ähnlichen Mustern.

Nicht zu vergessen: die Auseinandersetzung mit dem Stigma wirkt auch positiv. Das Individuum wurde aus der Lethargie eines Normallebenslaufs herausgerissen und konnte dabei ungeahnte Stärken und Erweiterungen entwickeln. Oft wurden Bildungsanstrengungen unternommen, Orts- und Berufswechsel vollzogen sowie ein sozialer Aufstieg angestrebt (empirisch über die Kompensation der Selbstwertverletzung bei LSBTs vgl. erstmals Pachankis u.a. 2013). Hier sind dann die oft belächelten Vorzüge einer ‚Homosensibilität‘ und -kreativität zuhause, über deren Verbreitung bislang nicht geforscht worden ist. Auch zur Bilanz der günstigen und schädlichen Folgen ist nichts bekannt. Außer Zweifel steht nur, dass ein Stigma – wie alle Besonderungen religiöser, kultureller, körperlicher Art – den Lebensgang ändert. Im Verlauf des Alterns bleiben die dadurch ausgebildeten Prägungen erhalten und wollen anerkannt sein.

Offensein und Verbergen

Wer heute an der eingeübten Informationskontrolle festhält, auch nach dem Ende der Erwerbsarbeit und dem Dahingang verständnisloser Eltern, empfindet vielleicht so etwas wie Scham – darüber, sich nicht ‚ehrlich zu machen‘. Mit der Schutzbehauptung, das sei Privatsache, ist nicht mehr recht durchzukommen; sexuelle und geschlechtliche Identität waren stets eine (auch) öffentliche Angelegenheit. Zudem gehört Geheimhaltung zu den effektivsten Instrumenten der LSBT*I-Repression. Wer sich dem beugt, gerät unweigerlich in ein Dilemma, nämlich der Homophobie in die Hände zu spielen. Um das auszuhalten, wird dann gesagt: ‚Das L(SBT*I)-Sein ist für mich *nicht so wichtig*, ich *bin* das nicht u.ä.‘ Solches Verleugnen kostet einen erheblichen Kraftaufwand, es stört die interpersonellen Beziehungen und sägt an der Lebensqualität.

Viele Alte, und das beruht auf einer jahrhundertelangen Tradition, haben ihr Leben in Deckung verbracht mit einem Verschweigen ihres Homosexuellseins gegenüber vielen oder sämtlichen Bezugsgruppen ihres Alltags. Angesichts des hohen Werts, der sich mit ‚Aufrichtigkeit‘ und ‚Authentizität‘ verbindet, haben sie einen beträchtlichen Preis gezahlt. Der Druck dazu lässt nach, wenn auf die Berufskarriere und die elterliche Familie nicht mehr Rücksicht genommen werden muss. Zudem kann bei den Jüngeren ein unbefangener Umgang mit dem Queersein beobachtet werden. So entsteht eine neue Herausforderung: Soll ich

mich so zeigen, wie ich bin? Wer vor dieser Aufgabe scheitert, erleidet eine neue Enttäuschung, die nicht mehr mit den Notwendigkeiten des Durchkommens gerechtfertigt werden kann. Den Älteren fällt Offensein schwerer als Jüngeren, und sie sind auch misstrauischer gegenüber Sozialen Diensten, selbst wenn diese sich explizit an LSBT wenden (Gardner u.a. 2014: 139).

Das alltäglich offene Leben als lesbisch, schwul, transident oder Intersex korreliert mit dem Grad erlebter Nähe in den persönlichen Beziehungen, wie manche Studien konstatieren. Gewiss hat der Zusammenhang verschiedene Gründe und beruht auf wechselseitiger Kausalität. Besonders zufrieden zeigen sich Befragte mit Unterstützer_innen, die über das LSB-Sein Bescheid wissen (Grossman u.a. 2002). Eine druckvolle Empfehlung, sich nun selbst um jeden Preis zu ‚outen‘, darf daraus nicht abgeleitet werden, schon gar gegenüber einer Generation, die in ihrer Jugendzeit zur Geheimhaltung geradezu gezwungen war. Das Offenwerden verlangt nicht nur Kraft, sondern vor allem taktisches Geschick und Abschätzung drohender Nachteile. Verlustängste, wie irrational sie auch seien, verbieten ein allzu forsches Vorgehen. Das offensive Stigma-Management konnte in früheren Generationen nur in Ausnahmefällen erlernt werden.

Sozialkapital und Potenziale der LSBT*I-Alten

Die einem Individuum zur Verfügung stehenden Ressourcen werden, auf Pierre Bourdieu zurückgehend, mit dem Konzept des *Sozialkapitals* politisch neutral bezeichnet. Das zielt unmittelbar auf das soziale Eingebundensein und damit auf das Netzwerk auch von LSB-Individuen. Wer über solche Mittel verfügt, kann wechselseitige Bezüge und Vertrauen aufbauen, wird also im Bedürfnisfalle nicht auf sich allein gestellt sein. Während materielle Ressourcen erschöpflich sind, lässt sich Sozialkapital leicht vermehren (dazu Cronin u.a. 2014).

Die allgemeine Altenpolitik scheint zu behaupten, durch ein freiwilliges Engagement lasse sich die Lebensqualität umfassend steigern. Besonders hochgehandelt wird seit geraumer Zeit das Konzept eines ‚aktiven Alterns‘ (*active aging*, nach dem britischen Soziologen Alan Walker 2002), worunter die Förderung von Partizipation und Wohlbefinden im Alter auf den Ebenen der individuellen Lebensführung, der behördlichen Verwaltung und der staatlichen Politik verstanden wird. Können die LSBT*I-Alten hier mithalten oder gar vorangehen? Ihre Erfahrungen mit Übergängen (durch das Coming-out) könnten sie befähigen, mit den Transformationen des Alterns besser zurechtzukommen, als dies bei der Mehrheit ihrer Generation der Fall ist. Solche ‚sekundären Gewinne‘ aus eigentlichen Verlustsituationen kommen durchaus vor, hier wäre es so etwas wie eine ‚Krisenkompetenz‘. Allerdings, um als ‚aktive Alte‘ ehrenamtlich tätig zu

werden und Beiträge zu leisten, stehen bislang nur wenig Gelegenheiten bereit. Es können dies auch die Programme für die Allgemeinbevölkerung sein – in der Kinder-, Schüler- und Altenbetreuung, Hilfe für Migranten und Flüchtlinge zum Beispiel –, die dann aber ausdrücklich auch LSBT-Alte ansprechen müssten.

Das Programm eines ‚Aktiven Alterns‘ wird von einem ideologiekritischen Lager in der Gerontologie zurückgewiesen, weil es von neoliberaler Politik mit dem Zweck erfunden worden sei, staatliche Leistungen abzubauen. Für den finanziellen Aspekt mag dies zutreffen, für den ideellen könnte es voreilig sein. Wie Interviews zeigen, sehen sich Alte nicht in einem ‚Produktivitätsdispositiv‘ und lassen sich nicht durchweg zu einem gemeinwohlförderlichen Verhalten anhalten; die Rhetorik der Aufwertung führt nicht ohne weiteres in eine ‚Win-win-Situation‘ (Denninger u.a. 2014: 374). Diese Einsichten halten zur Vorsicht an: Das Alter hat viele Facetten, und ältere Menschen leben sehr unterschiedlich. Beispielsweise droht die generelle Bezugnahme auf eine ‚Gay Community‘ zu verdunkeln, dass sich Lesben in einem wirtschaftlichen Rückstand gegenüber Schwulen und Bis befindet; das Gleiche gilt für die Differenz HIV-Positiver gegenüber Negativen (Cronin u.a. 2014).

Noch unausgelotet sind die Ressourcen, welche die LSBT*I-Alten für ihre Eigengruppe aufbringen können (so SAGE 2010: 50). Deutsche überlassen die Sorge für die Lebensqualität der Alten gerne dem Staat, der ja durchaus einiges tut – die wohlfahrtlichen Strukturen sind, im europäischen und globalen Vergleich gesehen, hoch entwickelt. Spezielle Anliegen indessen bedürfen überall eines sehr nachdrücklichen Anstoßes, um berücksichtigt zu werden. Spät haben sich in der Bundesrepublik Interessenvertretungen wie der LSVD zusammengefunden, und nun bedürfen sie der Themen, Informationen und Aktiven, um die besonderen Lebenslagen von LSBT*I-Älteren politisch zu artikulieren.

Als Vorbild ist auf die Organisation *Services and Advocacy for GLBT Elders* (SAGE) hinzuweisen; 1977 gegründet verfügt sie seit 1984 über einen Anlaufort in New York City und betreibt landesweit zahlreiche Veranstaltungen und Programme. Gerade die Möglichkeit, hier ehrenamtlich mitzutun, wirkt sinnstiftend. SAGE installiert Sozial- und Gesundheitsdienste, Ausbildung, Dokumentation und Forschung sowie Politikanstöße auf bundesstaatlicher und nationaler Ebene. Spezielle Anliegen sind beispielsweise ältere Lesben, *People of Color* und interkulturelle Verständigung. Durch ihr Personal – ehren- wie hauptamtlich – erhält die Organisation einen intergenerationellen Anstrich. Damit wird die Botschaft vermittelt, dass die LSBT-Alten ein wesentlicher Bestandteil der queeren Gemeinschaft sind. Die Arbeit von SAGE kommt nicht nur der Teilgruppe älterer, sondern allen Mitgliedern zugute. Dieser Versuch, den Partikularismus einseitiger Interessenwahrung zu überwinden, ist hier vielleicht der bemerkenswerteste Gedanke.

Lebensqualität und die Grundbedürfnisse Einkommen und Wohnen

Aus mehreren Erhebungen mit qualitativer und quantitativer Methodik ergaben sich sieben Bereiche, in denen ältere LSBTs ihre besonderen Bedürfnisse artikulierten: medizinische und gesundheitliche Hilfe, juristischer Beistand, Unterbringung und Wohnung, spirituelle Anliegen, familiäre Verhältnisse, psychische Gesundheit sowie soziale Einbettung. Mag diese Auflistung auch einem allgemein gültigen Bedürfnisraster ähneln, so bleibt beachtlich, was die Gerontologin Nancy Orel, von welcher jene Studien stammen, resümiert: Die „größte Erschwernis ist das Ausmaß an Homophobie und Heterosexismus innerhalb der Kultur und vielleicht innerhalb der eigenen Familie“ (Orel 2014: 70).

Die Idee eines ‚erfolgreichen Alterns‘ wird auch auf unsere Zielgruppe angewandt, ohne dass darüber schon viel bekannt wäre. Eine explorative Studie recherchierte bei 22 LSBTs im Alter von über sechzig Jahren zu vier Erfahrungsbereichen: physische Gesundheit, psychische Gesundheit, emotionales Befinden und soziales Engagement. Hier berichteten nur wenige Befragte für sämtliche Bereiche die Abwesenheit von Problemen, und wenige waren es auch, die überall nicht zurechtkamen; für die anderen wurde eine Dreiertypologie entwickelt (‚wir überleben und gedeihen‘, ‚wir-arbeiten-daran‘ usw.). Einige Erfahrungen hatten mit dem LSBT-Status zu tun, andere mit den allgemeinen Alterungsvorgängen. Für die zukünftige Forschung ergab sich die Empfehlung, die Dimension des Coping miteinzubauen (van Wagenen u.a. 2013).

Über den ganzen Lebenszyklus gesehen besteht Anlass zu vermuten, dass im Alter die Zufriedenheit mit der geschlechtlichen Besonderheit ansteigt – jedenfalls dann, wenn diese in die persönliche Identität integriert worden ist. So zeigte sich für eine große Gruppe selbstidentifizierter LSB ein deutlich positiver Zusammenhang zwischen Alter und Zufriedenheit mit der Zugehörigkeit zur sexuellen Minderheit (Henrickson u.a. 2012).

Drei Perspektiven können angelegt werden, wenn die Lebensqualität insgesamt erforscht wird: die Bedürfnisse der älteren LSBT-Menschen, die vorhandenen Angebote für ältere LSBT-Menschen sowie die auf sie zukommenden Probleme (de Vries u.a. 2014: 3). Im Folgenden wird zunächst ein kurzer Blick auf die ‚materielle‘ Situation geworfen, bevor die soziokulturellen Bereiche näher betrachtet werden.

Über die Erwerbsverhältnisse der älteren LSBT*Is kann hier nicht berichtet werden. Die Einkommenslage ist, sehr pauschal gesagt, besser als in den vorangehenden und wohl auch nächstfolgenden Generationen. Arbeit dient indessen nicht nur dem Broterwerb; sie hat für das Individuum eine weit darüber hinausragende Bedeutung. Das könnte die übliche, heteronormativ gerahmte Periodisierung des Lebenslaufs verkennen, ‚Chrononormativität‘ genannt (Riach u.a.